



Ein Küchenjüngert.

Vom Küchenjungen bis zum Kapellmeister.

3. 11
 Undervoll war es an einem Maiabend
 des Jahres 1646, als im Gast-
 hause zum „heiligen Geist“ in Flo-
 renz ein gar vornehmer Herr müde und matt im Reisewagen anlangte.
 Es war dies der Herzog von Guise, den sein König mit einer wichtigen
 Mission beauftragt hatte und der jetzt auf seiner Reise von Wien heimkehren
 wollte. Nachdem sich der Herzog von den Strapazen der Reise etwas aus-
 geruht, nahm er auf einer unter der Säulenhalle des Portals befindlichen
 Bank Platz und genoß mit sichtlichem Behagen die erquickende Abendkühle.

Plötzlich erweckten ihn aus seinen Träumereien die schmelzenden Töne einer Geige, die mit seltener Fertigkeit und Sauberkeit gespielt wurde. Der Herzog wendete sich erstaunt um und erblickte ganz in der Nähe einen Knaben, welcher etwa dreizehn Jahre zählen mochte, und der, an eine mit Ephen umwachsene Mauer gelehnt, sein Instrument geschickt handhabte. Freundlich winkte ihm der Herzog, näher zu treten und im Spiele weiter fortzufahren.

Der hübsche, fest und muthig dreinschauende Knabe kam herbei, setzte sich auf die unterste Treppenstufe nieder und begann nun zu phantastiren, wobei derselbe seinem Instrumente Töne entlockte, um die ein Fachmann ihn hätte beneiden mögen. Als der Knabe plötzlich inne hielt, fragte ihn der erstaunte Herzog:

„Was spielst Du denn da für Sachen, mein Sohn?“

„Was mir so gerade in den Sinn kommt, Excellenz,“ antwortete bescheiden der Knabe.

„Verstehst Du Dich auf Musik?“

„Ein wenig, Excellenz.“

„Von wem hast Du denn Unterricht im Geigenspiel empfangen?“ fragte der Herzog weiter.

„Excellenz, mein Lehrer war ein alter Schuhmacher, der mir das Lesen und Schreiben, auch etwas Klimpfern auf der Guitarre beibrachte — das ist Alles!“

„Wer sind denn Deine Eltern, mein Sohn?“

„Excellenz, ich bin ein armes Waisenkind. Meine Eltern sind frühzeitig gestorben, jetzt habe ich Niemand auf der Welt, der sich meiner erbarmt. Diese Geige ist mein einziges Erbtheil, mein höchster Schatz.“

„Wie heißest Du und wovon ernährst Du Dich?“ forschte der Herzog neugierig weiter, dem das Wesen des Knaben gefiel.

„Ich heiße Giovanni Battista Lulli, Excellenz, bin in Florenz geboren und hier aufgewachsen. Ich ernähre mich durch mein Spiel vor den Häusern der Reichen und in der Gaststube. Da empfangen sie denn oft von der Dienerschaft Speise und Trank, mitunter auch wol Geld. Letzteres kommt allerdings selten vor.“

„Mein Sohn, für Dein Alter spielst Du in der That nicht schlecht, wenn Du es aber zu Etwas bringen willst, mußt Du nach Paris gehen, dort wird Dir eine reiche Ernte von Ehre und Reichthum blühen. Nur dort kannst Du Dein Glück machen, denn der König unterstützt gern Talente und hat schon manchen jungen Burschen ausbilden lassen. Hier nimm, mein Sohn, und habe Dank; ich werde mich Deiner erinnern.“

Nach diesen Worten flogen dem Knaben mehrere Goldstücke in den Schoß, die dieser erfreut in die Tasche steckte.

Jetzt erschien der Kammerdiener des Herzogs und meldete, daß das Abendessen servirt sei. Der Herzog erhob sich, verfügte sich nach seinem Zimmer, und bald waren beim Genuß der Speisen und Weine die Erinnerungen verschwunden.

Beim Klimmern des Lämpchens eines Madonnenbildes betrachtete sich Lulli die Geldstücke näher und erschrak nicht wenig, als er bemerkte, daß es zwei Goldstücke waren. In der festen Voraussetzung, daß sich der Fremde vergriffen habe, stellte er sein Instrument hinter eine Säule und eilte spornstreichs in das Gasthaus hinein, um dem Herzog die Goldstücke wieder einzuhandigen. Allein trotz aller Bitten und Vorstellungen des Knaben wehrte die Dienerschaft demselben den Eintritt, und lange mußte Lulli warten, bis er des Fremden ansichtig wurde.

Nach einer Rast von mehreren Stunden verließ der Herzog hastig das Gasthaus, stieg in den prächtigen Reifewagen, die Diener schlossen den Schlag und rasch sausten die feurigen Rosse davon. Vor der Abreise sprang Lulli besende auf den Wagentritt; glaubte er doch die Gelegenheit abzlauern zu können, wo ein Wechsel der Pferde stattfinden mußte und wo der fremde Herr sich ihm zeigen würde. Aber auch dieses Manöver mißlang, denn die Bedienten waren der Meinung, einen Bettler vor sich zu haben, und wiesen ihn mit seinem Anliegen ab. Ein ihm zugeworfenes Silberstück beachtete Lulli gar nicht; er war Willens, so lange mit zu fahren, bis er den Herzog sehen und sprechen würde. Ermattet von einer sechsständigen Fahrt legte sich der kleine Abenteuerer in einen mit eisernen Ketten wohlbesetzten Korb unterhalb des Wagens. Es war dies das Reisecoupé des herzoglichen Hundes. Dieser fuhr den fremden Ankömmling allerdings etwas unwirlich und mißtrauisch an, legte sich jedoch endlich knurrend nieder, und schließlich schlofen beide ruhig und friedlich neben einander, bis sie endlich nach der Ankunft in Turin erwachten. Da bemerkte Lulli mit Schreden, daß er seinen einzigen Schatz, die Geige, verloren habe. Offenbar war diese während der Fahrt hinausgefallen und so verloren gegangen — ein schmerzlicher Verlust für den Knaben.

Der Herzog zeigte sich verwundert, als der kleine Virtuose jetzt vor ihn hintrat und die Absicht aussprach, zunächst die Goldstücke zurück zu geben, dann aber fest entschlossen bemerkte, daß er nach Paris gehen wolle, um dort sein Glück zu suchen. Der Herzog sagte ihm seine Mithilfe zu und übergab ihn seinem Kammerdiener mit dem Befehle, den Knaben angemessen bei der Dienerschaft zu verwenden.

Noch einige Tagereisen und man langte in Paris an. Der Herzog kummerte sich im Drange der Geschäfte — sah es doch am politischen Horizonte trübe genug aus! — nicht um Lulli. Da dieser zunächst nicht weiter ziehen und der Noth, dem Glend und der Bitterung preisgegeben sein wollte, nahm er Platz unter den herzoglichen Küchenjungen. Doch war seines Bleibens hier nicht lange, denn sein ganzes Dichten und Trachten blieb der edlen Musika zugewendet. Als er eines Abends mit seinen Kollegen unter Benutzung von großen Kochlöffeln und aufgehängten Kasserolen ein Konzert veranstaltete, nahm ihn der jähzornige Koch beim Schopf, zerschlug einen Küchenlöffel auf dem Kopfe des kleinen Virtuosen und beförderte den unverbesserlichen Taugenichts etwas unsanft an die Luft.

Nun stand Lulli wieder allein.

Im ersten Augenblicke bereute er seinen Konzertdrang, dann aber erfüllte ihn mit Stolz der Gedanke, ein freier Mann zu sein. Lulli wandelte lange in den Straßen der Weltstadt umher, bis er ermüdet auf das Pflaster des Hofes vom Palais Royal nieder sank und einschlief. Beinahe wäre der arme Junge überfahren worden. Der Wagen der Herzogin von Montpensier rasselte heran, und nur mit größter Mühe und Anstrengung gelang es dem Kutscher, das Gespann anzuhalten. Man berichtete der Herzogin, einer Nichte König Ludwig's XIV., den Vorfall; sie befahl den Knaben vorzuführen. Lulli erzählte ihr offen seine Erlebnisse. Gerührt übergab die Herzogin den Halbverhungerten ihrem Haushofmeister, dem sie auch den Befehl erteilte, sich der Erziehung des Knaben anzunehmen.

Leider wurde Lulli von seiner Gönnerin im Taumel der glänzenden Hoffeste gar bald vergessen und sah sich eines Tages abermals zum Aufenthalt in der Küche verurtheilt. Seine Liebe zur Musik kam aber auch hier wieder zum Durchbruch, und die tollen Konzerte mit Kesseln, Deckeln, Kasserolen und sonstigen Küchengeräthschaften wurden unter Mitwirkung seiner Kameraden wiederholt ausgeführt. Als Belohnung empfing der „miserable Bengel“, wie ihn der Herr Küchenmeister oft nannte, manche Tracht Prügel. Ja, vielleicht wäre ihm ein gleiches Schicksal zu Theil geworden, wie bei dem Koche des Herzogs von Guise. Hier rettete ihn aber eine höhere Gewalt, welche seine Prüfungen abkürzte.

Eines Tages empfing Lulli von einem Küchenkollegen eine kleine Tartschengeige. Welcher Jubel! Welche Freude! Das lange Zeit entbehrt Instrument in der Hand haltend, warf er sich mit glühendem Eifer auf das Ueben, und nun war sein Glückstern im Aufgehen. Erregte er zunächst Aufsehen wegen der geschickten Behandlung des Instrumentes, so gewann er andererseits die Herzen der Zuhörer durch die reizenden Melodien, welche

er zum Vorschein brachte. Freilich blieb seine musikalische Thätigkeit zunächst nur auf die Küche, sein Konzertpublikum auf die Dienerschaft beschränkt. Selbst der Koch fand Wohlgefallen an den Leistungen seines Bögling und forderte ihn eines Tages auf, wieder einige Stückerhen zum Besten zu geben. Der kleine Virtuose setzte sich auf einen Küchentisch, nahm die Geige zur Hand und spielte, während seine Kameraden andächtig zuhörten. Unter dem Auditorium befand sich auch der Graf von Nogent. Dieser war von der ungewöhnlichen Begabung des Küchenjungen so überrascht, daß er der Herzogin von Montpensier Bericht erstattete und sein Bedauern darüber ausdrückte, daß ein so vielversprechendes musikalisches Talent sein Leben als Küchenjunge hinfristen müsse.

Gelegentlich einer Abendgesellschaft ließ die Herzogin Lulli rufen und forderte ihn auf, den Herrschaften Einiges vorzutragen. Alle Zuhörer waren ebenso erstaunt wie entzückt, und der hocherröthende jugendliche Virtuose in der Küchenjungentracht erntete reiche Zeichen des Beifalls und der Bewunderung. Dieser Abend entschied über die Zukunft des Knaben; die Würfel waren zu seinen Gunsten gefallen. Michel Lambert, ein durch seine Kompositionen beliebter Musiker der königlichen Kapelle, erhielt in Lulli einen Schüler, dessen Talent das seinige bald übertraf und der eines Tages vor König Ludwig XIV. spielen mußte. Der König, der selbst nicht ohne Geschick die Violine zu behandeln vermochte, war mit dem Spiel Lulli's so zufrieden, daß er ihn sogleich in seine Dienste nahm. Nun stieg der kleine Virtuose von Stufe zu Stufe; sein hoher Gönner übertrug dem neunzehnjährigen Jüngling die Leitung seiner kleinen Hofkapelle, welche nur aus etwa zwölf Saiteninstrumenten bestand und die den Namen „Bande des petits violons“ führte. Sie war bestimmt, nur im engeren Zirkel der Majestät die Musiken auszuführen, wobei Lulli's hoher Gönner oftmals selbst als Musiker mit eingriff.

Bald verbreitete sich der Ruhm der kleinen Hofkapelle und seines Dirigenten, welcher letztere immer höher in der Gunst des Königs stieg, namentlich als Lulli sein Talent in Festspielen und Opernmusik an den Tag legte. Der König verlieh ihm das Privilegium der komischen Oper, und nun war Lulli in seinem eigentlichen Elemente. Seinem Feuereifer gelang es bald, ein tadelloses Zusammenspiel zu erzwingen, freilich unter Anwendung eigentümlicher Mittel. Spielte ein Violinist falsch, so kam es vor, daß er wütend auf ihn zurannte, ihm das Instrument aus den Händen riß und es ihm auf dem Rücken zerschlug. Kam er dann wieder zu sich und sah sein Unrecht ein, so bat er den Beleidigten um Entschuldigung, lud ihn zu Tische und bezahlte das Instrument weit über den Werth. Bei der Aufführung

eines von ihm zur Feier der Genesung des Königs komponirten Tebeum stampfte er mit seinem Rohrstock so heftig den Takt, daß er eine leichte Verwundung am Fuße davon trug. Das anfänglich wenig beachtete Uebel verschlimmerte sich derart, daß die Aerzte zur Abnahme des Fußes, endlich sogar des ganzen Beines rathen mußten. Lulli widersezte sich der ärztlichen Anordnung und vertraute sich einem Wunderdoktor an, doch blieben alle Bemühungen vergeblich: er starb im März 1687 in Paris.

Kurz vor seinem Tode arbeitete er noch an einer Oper. Der Beichtvater erschien, betonte aber sogleich, daß er nicht eher auf Vergebung seiner Sünden rechnen dürfe, bevor er nicht wenigstens seine neueste Oper ins Feuer geworfen habe. Lulli überlegte anfänglich, dann ließ er die Stimmen seiner letzten Oper bringen und vor den Augen des Beichtvaters verbrennen. Als sich der Kranke auf einige Tage wieder etwas erholt hatte, besuchte ihn ein Freund und rebete ihn an:

„Ei ei, Baptiste, ich höre, daß Du Deine neue, schöne Oper ins Feuer geworfen hast! Du bist ein Narr gewesen, daß Du Dich dazu bewegen ließeest, das schöne Werk zu vernichten!“

„Still, still!“ antwortete Lulli, „ich wußte, was ich that, dort im Schrank liegt noch unversehrt die Partitur; die Stimmen können also jederzeit wieder angeschrieben werden.“ —

Die Hinterlassenschaft Lulli's betrug an Silbergeräthen 16,707 Livres, an Bijouterien 13,000 L., an baarem Gelde 250,000 L. Der Werth seines Theatergebäudes stellte sich auf 80,000 L., der der Mobilien seines Theaters auf 11,000 L. Außerdem hinterließ er zwei Häuser und sein Amt als Sekretär des Königs, welches von seiner Wittwe für den ansehnlichen Betrag von 71,000 L. verkauft wurde.

So weit hatte es der arme Waisenknabe, der Küchenkonzertgeber durch Fleiß und Genie (allerdings auch, was im Interesse der Gerechtigkeit nicht verschwiegen bleiben darf, durch mancherlei Intriguen und Rücksichtslosigkeiten) gebracht!

